

Unverkäufliche Leseprobe



Paula Fox
Die Zigarette und andere Stories

Aus dem Englischen von Karen Nölle und
Hans-Ulrich Möhring
255 Seiten, Gebunden
ISBN: 978-3-406-61289-3

Vorwort

Mein Vater, Paul Hervey Fox, war Schriftsteller und Trinker. Mit neunzehn verkaufte er seine erste Kurzgeschichte an *The Smart Set*. H. L. Mencken, der bekannte Herausgeber der Zeitschrift, lud ihn zum Essen im *Delmonico* ein, ein damals berühmtes Restaurant. Mein Vater erzählte mir, er sei zu überwältigt, zu aufgereggt gewesen, um etwas Feineres als Rührei zu bestellen.

In den zwanziger Jahren schrieb er Theaterstücke, und eines davon, *Soldiers and Women*, wurde ein knappes Jahr lang gespielt und brachte ihm ein Angebot aus Hollywood ein. Er zog an die Westküste und wurde Drehbuchautor. Er fing am ersten Arbeitstag an zu trinken und über ein Jahr lang befrank er sich regelmäßig. Ein Kollege, der das nicht mehr mit ansehen konnte, fuhr ihn, der im Vollrausch auf dem Beifahrersitz kauerte, in die Mojave Desert hinaus und ließ ihn dort mit einem Tisch, einer Schreibmaschine, einem Bett und einem Kanister Trinkwasser allein. Dort begann Paul, seinen ersten Roman, *Sailor Town*, zu schreiben. Ein New Yorker Verlag kaufte die Rechte. Nach der Veröffentlichung verließ er Hollywood und schrieb noch mehrere Romane, zwischen denen er immer wieder exzessiv trank.

Er war zweimal verheiratet, zunächst mit meiner Mutter Elsie und danach mit Mary, mit der er vier Kinder hatte.

Die wenigen Male, die ich ihn in meiner Kindheit und

Jugend sah, war er meistens betrunken. Als junger Mann hatte er gut ausgesehen. Poetisch und vernuschelt erging er sich in endlosen, stockenden Schilderungen, wie er und andere Schriftstellerkollegen dem Familienleben und den Frauen zu entkommen versuchten. Alle Schriftsteller, behauptete er, seien verhinderte Romantiker, die vor der Häuslichkeit und den Frauen in die Gebirgshöhen zu flüchten suchten, aber vom weiblichen Brut- und Nisttrieb immer wieder ins Flachland hinuntergezerrt würden.

Ich stellte mir Berghänge voller Schriftsteller vor, die unermüdlich zu den Gipfeln hochkraxelten.

Als ich kurz nach dem Überfall auf Pearl Harbor am 7. Dezember 1941 und dem prompten Eintritt der USA in den Zweiten Weltkrieg nach New Orleans zog, fand ich eine Stelle in einer Behörde am Ufer des Lake Pontchartrain. Meine erste Vermieterin im French Quarter war eine Schauspielerin mittleren Alters und, wie mein Vater, alkoholsüchtig. Nach einigen turbulenten Wochen bei ihr zog ich um in ein winziges Zimmerchen über der Küche eines Hauses, das zwei Schriftstellern, Mary King und Pat O'Donnell, gehörte.

Pat hatte in einer Maschinenbaufabrik in Biloxi gearbeitet. Als der Schriftsteller Sherwood Anderson eines Tages um eine Betriebsbesichtigung bat, wurde Pat von der Werksleitung dazu ausersehen, ihn herumzuführen. Pat beschrieb Anderson die Funktionen und Produkte der verschiedenen Maschinen so anschaulich, dass dieser am Ende der einstündigen Führung zu ihm sagte: «Sie sollten Schriftsteller werden.»

Daraufhin zog Pat ins French Quarter, begann, seinen ersten Roman *Green Margins* zu schreiben, und gab im Lokalblatt eine Anzeige für eine Schreibkraft auf. Genau an diesem Tag

wollte Mary King zurück zu ihrer Familie nach Osttexas ziehen. Sie meldete sich jedoch sofort, und der Roman gewann später den Houghton-Mifflin-Förderpreis für ein literarisches Debüt. Unterdessen hatten sich die beiden ineinander verliebt und zogen in ein Häuschen in der St. Ann Street. Auch Mary war Schriftstellerin, und ihr erster Roman *Quincie Boliver* gewann später den gleichen Houghton-Mifflin-Preis.

Alles an ihnen widersprach dem, was ich von meinem Vater wie eine Religion übernommen hatte. Ihre Menschenfreundlichkeit, ihre Nüchternheit, die Ernsthaftigkeit, mit der sie arbeiteten, ihre einladende Liebenswürdigkeit, ihr ausgeprägter Sinn für das Komische im Leben standen in völligem Gegensatz zur Uernsthaftigkeit von Paul Fox.

Diese Sammlung von Geschichten und Aufsätzen ist Pat und Mary gewidmet, die mir durch ihr Beispiel die dauerhafte Anteilnahme an allen Lebewesen beigebracht haben.

Die Zigarette

Als ich elf war, verbrachte ich ein paar Herbstmonate in East Jacksonville, Florida, in einem alten Holzhaus mit gelben Innenwänden, von denen die Farbe abblätterte, und das vielleicht hundert Meter vom Ufer des St. Johns River entfernt stand.

An Wochentagen ging ich morgens durch ein Wäldchen mit struppigen Kiefern zu einer schmalen Teerstraße, wo ich von einem Bus abgeholt und mit anderen Kindern zur Schule gebracht wurde. Wenn ich nach Hause kam, wurde ich an der Tür von einer älteren schottischen Haushälterin, Mrs Lesser, in Empfang genommen. Sie war die Mutter einer Studienfreundin von Mary. Mary, die Besitzerin des Hauses, war eine vermögende junge Frau, die meinen Vater heiraten wollte, sobald seine Scheidung von Elsie, meiner Mutter, rechtskräftig war.

An heißen Nachmittagen ging ich im St. Johns River schwimmen. Ich sprang immer von der einen Seite eines verrotteten grauen Stegs ins Wasser, der auf abgesplitterten Pfählen ruhte. Ich hüpfte auf den morschen Brettern herum, bis vier oder fünf Wassermokassinottern, Giftschlangen, die Pfähle hinunterglitten und sich als dicke Knäuel in den Fluss fallen ließen. Mattie, ein befreundeter Junge in meinem Alter, der ganz in der Nähe am Fluss wohnte, hatte mir gezeigt, wie man das machte.

Zu Beginn meines Aufenthalts in dem alten Haus quartierten sich mehrere Leute, größtenteils Verwandte, in den spärlich möblierten Zimmern ein: zuerst mein Vater für ein paar Tage allein, dann für ein paar Tage meine Mutter, dann ihre Mutter, meine spanische Großmutter, für eine Woche und dann Mary, der ich dort zum ersten Mal begegnete. Ohne mich anzusehen, schob sie ein Buch in meine Richtung. Ich nahm es, weil ich musste. Es war ein Band mit Kurzgeschichten von Katherine Mansfield. Einen Augenblick lang waren wir beide unsicher. «Kannst du behalten ...», murmelte sie leise.

Ich kannte meine Eltern kaum. Ich hatte nie mit ihnen zusammengelebt. Aber ich wusste genau, dass alle Erwachsenen, die für kurze Zeit in dem alten Haus abstiegen, sich und mich anlogen – alle mit Ausnahme der alten Mrs Lesser, die überhaupt wenig sagte.

Während ich auf den Brettern des Stegs herumsprang, empfand ich es als Erleichterung, auf eine gruselige Art, den Schlangen dabei zuzusehen, wie sie an den Pfählen in die schwimmenden Wasserhyazinthen hinunterglitten, wo ihre fleckigen grauen Schuppenköpfe zwischen den zarten weißen Blüten und den dichten grünen Blättern hervorlugten – ganz echt, ganz unverhohlen das, was sie waren.

Mein Vater sprach in geschraubten Metaphern, um zu vermitteln – oder zu verbergen –, was er sagen wollte. Ich sah keinen Unterschied. Oder er erging sich in komischen Übertreibungen; aus seinen Worten hörte ich einen melancholischen Unterton heraus.

Auf halbem Weg zwischen Holzhaus und Flussufer verlief

ein knapp zehn Meter hoher Damm. Mehrere eiserne Bänke standen auf einem Kiesweg. Eines Nachmittags wollte sich mein Vater dort mit mir treffen. Ich war froh, dass Samstag war, sonst hätte er es mir vielleicht als Ausflucht ausgelegt, dass ich zur Schule musste.

Wir hatten spät zu Mittag gegessen, von Mrs Lesser be-
kocht. Ich merkte deutlich, dass meine Mutter Elsie trotz der häufigen ängstlichen Blicke, die ich ihr zuwarf, das Gesicht von mir abgewandt hielt.

Daddy saß auf einer der Bänke am Weg und wartete auf mich, die langen Beine ausgestreckt, die Hände in den Taschen. Bevor ich ihm zurief, sah ich ihm einen Moment lang direkt ins Gesicht. Es lag keinerlei Ausdruck darin. Es war, als wartete er darauf, dass jemand kam und ihn zum Leben erweckte.

Als er mich erblickte, setzte er sich aufrecht hin und fasste mich an den Schultern. «Ich weiß, dass du hinter meinem Rücken rauchst, du kleine Ratte! Du riechst nach Tabak! Hier! Greif zu!» Und er drückte mir eine offene Schachtel Zigaretten in die rechte Hand.

Nach so vielen Jahrzehnten sehe ich immer noch die Bank vor mir, den Weg, den breiten Fluss weiter unten, das gelbe Kamel auf der Packung.

Er schloss mit Nachdruck meine Finger um die Schachtel. «Jetzt wirst du mal ehrlich sein!», sagte er. «Jetzt wirst du vor mir rauchen!»

In der Hand hielt er eine krumme Zigarette. Plötzlich packte er meinen Kopf und schob mir gleichzeitig die Zigarette zwischen die Lippen. «Na bitte!», rief er triumphierend. «Jetzt Rauch die, und in der Zeit unterhalten wir uns mal gepflegt!»

Er verschränkte die Hände hinter dem Kopf und lehnte sich zurück. Er sagte: «Unterhalt mich, mein Kind ...» Aber ich konnte ihm nicht antworten; ich würgte am ersten Zug an der Zigarette, die er mit einem blauköpfigen Streichholz angezündet hatte.

Ich rauchte jahrzehntelang, während meiner Ehen, während meine Kinder geboren wurden, während ich meine Bücher schrieb.

Nachdem ich viele Jahre vor den Gefahren des Tabakgenusses gewarnt worden war, machte ich eines Tages halbherzig einen Nichtraucherkurs mit, dann noch einen und noch einen. Die Dozenten, die uns dazu anhielten, mit dem Rauchen aufzuhören, gingen die Probleme der Entwöhnung unabhängig von ihrem Alter und Geschlecht alle auf ähnliche Weise an. Oft falteten sie die Hände vor ihrem Bauch und lächelten wissend, während sie mit professioneller Begeisterung von den segensreichen Vorzügen sprachen, das Rauchen aufzugeben.

In einem der Kurse fiel mir besonders eine Frau im Rollstuhl auf, die an einem Arm einen Sauerstoffschlauch klemmen hatte und mit ihrer freien Hand gierig rauchte, die nackte Todesangst im Gesicht.

Einmal schaffte ich es, fast ein ganzes Jahr nicht zu rauchen. Dann gewann ich einen Literaturpreis und musste von Manhattan, wo ich wohnte, nach Chicago reisen, um ihn in Empfang zu nehmen. Ich übernachtete in einem Luxushotel am Ufer des Lake Michigan in einem großen Zimmer, das mit zum Preis gehörte.

Ich überlegte, ob es in Chicago jemanden gab, den ich

kannte. Ich zog die Schreibtischschublade auf, weil ich dort ein Telefonbuch vermutete. Stattdessen fand ich eine schmale, längliche Schachtel.

Ich machte sie auf. Darin lagen Seite an Seite drei lange, dünne Zigaretten, auf denen in goldenen Lettern mein Name stand.

Ich rauchte sie alle. Ich fing wieder an. Ich gab das Aufgeben auf.

1996 flogen mein Mann Martin und ich nach Israel, um einen Monat in Jerusalem als Stipendiaten im Gästehaus eines Kulturzentrums zu verbringen. Unser Flugzeug landete am Ben-Gurion-Flughafen, von dem aus wir ein Taxi nach Jerusalem und zum Gästehaus nahmen.

Es war Samstag, es herrschte Sabbat. An der Rezeption des Gästehauses war niemand, der uns einen Gepäckträger hätte rufen können. Nach einer Weile erschien ein Mann, der wie der Hausmeister in einer New Yorker Sozialbausiedlung aussah. Er überprüfte gewissenhaft die Pässe und trug das Gepäck nach oben in unser Quartier, zu unserer Überraschung eine hübsche Maisonettewohnung mit Blick über das Tal bis hinunter zu der großen weißen Mauer um die Altstadt.

Während wir unsere Sachen einräumten, klopfte Ilana an die Tür, Irving Howes Witwe und israelische Staatsbürgerin. Wir freuten uns, sie zu sehen, und winkten ab, als sie sich dafür entschuldigen wollte, dass sie uns nicht wie geplant am Flughafen abgeholt hatte. Wir hatten viel zu erzählen, und es gab das Obst aus dem großen Korb, den sie mitgebracht hatte. Wir saßen um den Wohnzimmertisch, bis es dunkel wurde. Ich knipste eine Lampe an, und wir redeten weiter.

Es war spät, als wir schließlich das Gästehaus verließen. Ilana erinnerte sich an ein nicht koscheres Restaurant in der Nähe. Die Straßen waren leer, fremd. Das Restaurant war eine Art Höhle, zu der eine lange Steintreppe hinunterführte. Drinnen war es voll und laut. Man konnte von dort direkt in ein angeschlossenes Kino gehen. Ich bestellte etwas. Es war abscheulich, eine Pampe mit Kartoffelscheiben, dazu eine Soße aus Wagenschmiere, jedenfalls schmeckte es so.

Wir stiegen die Treppe hinauf und spazierten auf dem gepflasterten Weg, der von Gebüsch umsäumt war, zum Gästehaus zurück. Ich blieb stehen, um auf die hell erleuchtete Stadtmauer ein Stück weiter unten zu schauen. Alle Häuser in ihrer Nähe waren in ein goldenes Licht getaucht, sie wirkten wie Schiffe auf einem dunklen Meer.

Als ich wieder auf den Weg trat, während sich einige Schritte hinter mir Martin und Ilana angeregt unterhielten, richtete sich plötzlich eine Gestalt auf, die auf einer Bank im Schatten gekauert hatte, und sprang mich an. Der Mann schlug mich nieder, riss mir meine beige Stoffhandtasche mit Kreditkarten, Pass und Bargeld aus den Händen und verschwand in der Dunkelheit.

Ich wurde bewusstlos, versank im Nichts. Viel später erfuhr ich, dass Martin den Angreifer zunächst verfolgt hatte und dann zu mir zurückgekehrt war. Ilana war verzweifelt den Weg hinuntergelaufen und bald auf zwei Leute mit einem Handy gestoßen, die sofort die Polizei alarmierten.

Ich wurde von Sanitätern in die Hadassah-Klinik gebracht. Ich war wieder zu Bewusstsein gekommen. Nach der Untersuchung entschied der Arzt in der Notaufnahme, mich über Nacht dazubehalten. Martin und Ilana kehrten ins Gäs-

tehaus zurück. Am nächsten Morgen rief Ilana im Krankenhaus an und erhielt die Auskunft, dass mein Zustand sich in der Nacht unerwartet verschlechtert hatte. Die Diagnose lautete auf Hirnblutung, und ich lag bewusstlos auf der Intensivstation.

Ein harter Wasserstrahl, den eine Schwester auf mich richtete, während ich in einer Toilette mit Fliesenboden zusammengesunken auf dem Klodeckel saß, holte mich in einen Zustand begrenzten Bewusstseins zurück. Die ungewöhnliche Dusche war mir recht, aber sonst nicht viel. Ich wusste nicht, welcher Tag es war. Ich war rechtsseitig gelähmt und konnte nicht sprechen. Wenn ich es versuchte, sabberte ich sinnlose Laute.

Hinterher erfuhr ich, dass Professor Umansky, der Chef der Neurologie, Martin beiseitegenommen und zu ihm gesagt hatte: «Keine Operation. Das wäre schlimmer als die Verletzung.» Martin war schockiert, dass eine solche Möglichkeit überhaupt bestanden hatte, und verstummte erleichtert. Überall in der Neurologischen Abteilung sah er Patienten mit unförmigen, großen, brutal aussehenden Verbänden um den Kopf.

Unterdessen waren meine zwei Söhne und meine Tochter aus den verschiedenen Orten in den USA, wo sie wohnten, nach Jerusalem gekommen. Ich war in so kurzer Zeit so dünn und blass geworden, dass sie an der eingefallenen Frau im Rollstuhl einfach vorbeigingen, ohne mich zu erkennen.

Ganz allmählich sickerten Tropfen für Tropfen Gedanken, Gefühle und Worte in mein Gehirn ein. Unterschiedslos lächelte ich Schwestern, Ärzte und andere Patienten an wie ein Säugling. Eine Patientin mittleren Alters wurde nach Hause

entlassen. Martin sagte, sie habe mich eingeladen, sie zu besuchen, wenn ich aus dem Krankenhaus kam. Ich nickte ihr lächelnd zu.

Ich wurde an ein Fenster mit Blick auf die jüdischen Berge geschoben. Weit draußen in den uralten Bergen funkelte ein Licht. Ich stellte mir vor, es sei Ali Babas Höhle. Eine Schwester erklärte mir, dass es eine Glasscheibe in einem Garagentor war.

Ich hatte keine Schmerzen. Nach und nach lernte ich, Danke zu sagen. Ja. Nein.

Am ersten Tag, an dem ich hinausdurfte, schob mich mein ältester Sohn Adam in den Aufzug und durchs Foyer, wo wir an einer Menschenmenge vorbeikamen, wie mir schien, doch es war nur eine dicht zusammenstehende arabische Großfamilie in traditioneller Tracht, was ihre Körper massig erscheinen ließ. Die Männer waren ins Gespräch vertieft, die Frauen schwiegen und warteten, die Köpfe gereckt wie Vögel im Nest.

Unser Ziel – meines eigentlich nicht, denn ich lebte ohne jedes Ziel in der Gegenwart – war die Krankenhaussynagoge, deren Glasfenster von Marc Chagall geschaffen worden waren.

Ich startete die Welt um mich herum an: die hohen senkrechten Wände des Krankenhauses, die auf unserem Weg vor uns aus dem Boden zu steigen schienen, die Blumen, die neben dem Betonweg, dem wir folgten, in unregelmäßigen, bunt gesprenkelten Beeten wuchsen und die Luft mit ihrem Geruch erfüllten, eine riesige Tiefgarage, in deren Nähe ich Krankenwagen stehen sah, die Schwingtüren des Krankenhauses auf dem Rückweg.

Man begann eine Therapie mit mir. Ich verstand nur halb,

warum ich mich mit einem widerspenstigen großen Gummiball zwischen anderen perversen Gerätschaften abmühen musste. Einmal schob Martin mich zum Therapieraum, als wir dort, wo zwei Korridore aufeinandertrafen, abrupt stehen blieben. Drei Ärzte standen über einen israelischen Soldaten gebeugt, der noch in Uniform auf einer Rollbahre lag, Gesicht und Rumpf von korbartigen Metallvorrichtungen verdeckt. Ein nackter Fuß hing leblos von der Bahre herab. Er war dort auf dem Korridor gestorben. Schlagartig überkam mich die Erkenntnis, dass ich in Israel war.

Am Sabbat gab es kein Personal, das die Fahrstühle bediente. Adam brachte mich mit einem ins Erdgeschoss, damit ich meinen gewohnten täglichen Ausgang bekam. Aber was ich wirklich gern mochte, war, mich selbst an die Fenster auf meiner Etage zu rollen und auf die jüdischen Berge hinauszuschauen.

An meinem vorletzten Tag in der Hadassah-Klinik kamen zwei stämmige Polizisten vorbei, um mich zu befragen. Meine Tochter Linda war bei mir. Ich stammelte und verhaspelte mich bei dem Versuch, ihre Fragen zu dem Überfall zu beantworten. Ich wusste gar nichts, nur das, was ich von anderen gehört hatte. Ich musste Erklärungen unterschreiben; ich drückte den Stift fest auf und machte, schien mir, endlose Kreise auf dem Papier. Als ich sah, was ich zustande gebracht hatte, lächelte ich entschuldigend.

Am nächsten Abend wurden wir zum Ben-Gurion-Flughafen gefahren, um ein Flugzeug zu nehmen, das uns nach New York bringen sollte. Der Flughafen wirkte auf mich wie eine riesige Ausstellungshalle. Ilana war gekommen, um sich zu verabschieden; sie wollte noch ein paar Tage in Tel Aviv

bleiben. Wir passierten Koffer, umherschleudernde Menschen. Die Decke war so hoch! Scharf wie ein Rasiermesser durchzuckte mich plötzlich eine namenlose Angst. Ilana sah, wie sich meine Hände an die Rollstuhllehnen klammerten. «Es wird schon wieder», sagte sie ein ums andere Mal. Aber was war *es*?

Ich wurde mit einem Lift ins Flugzeug befördert und dann von Linda und Gabe, meinem jüngeren Sohn, durch den Gang an meinen Platz getragen. Neben mir saß Martin. Das Flugzeug war zum Brechen voll.

Adam, der ein paar Tage vorher nach New York vorausgeflogen war, sollte uns am Kennedy Airport abholen. Im Rollstuhl sitzend war ich die Letzte, die das Flugzeug verließ, direkt nach einer Schar bärtiger junger Männer mit Hüten, die auf mich wie eine Eskorte wirkten. Chassidische Juden, erklärte mir Martin Tage später.

Adam fuhr uns ins Columbia Presbyterian Hospital, wo ich abermals eine Woche bleiben sollte. Während ich durchs Foyer geschoben wurde, war ich kurz davor, vor Erschöpfung in Ohnmacht zu fallen.

Ich kam in ein großes Zimmer. Eine schweigende Schwester zog mir schweigend Krankenhauskleidung an. Ich bemerkte, dass es ein Bad mit Dusche gab. Beim ersten Kontakt mit dem Bettlaken schlief ich sofort ein. Irgendwann weckte mich eine Schwesternhelferin. Sie stand ein Stück entfernt und blickte auf einen kleinen Rolltisch. Warum ich nicht angekreuzt hätte, fragte sie streng und hob eine Speisekarte hoch, was ich zum Abendessen haben wollte. «Ich ...», begann ich, aber mehr brachte ich nicht heraus. Sie warf mir einen finsternen Blick zu und ging aus dem Zimmer.

Da traf ich eine Entscheidung, die erste, die ich je getroffen hatte, schien mir. Ich wollte duschen. Schnell – um nicht auf meinen wackligen Beinen hinzufallen – ging ich ins Bad, drehte das Wasser auf und ließ es über mich strömen, ohne mich mit Waschlappen oder Seife abzugeben. Ich genoss die Freiheit dieser vielleicht zwei Minuten, die ich dort stand, ohne die Wassertemperatur oder sonst etwas wahrzunehmen außer dem Eindruck, dass es die erste freie Entscheidung meines Lebens war.

An einem Wochentag wurde ich von einer Schwesternhelferin ins Untergeschoss des Krankenhauses geschoben. Ein junger Mann, der betrunken zu sein schien, erklärte mir, man werde eine Computertomografie von mir machen. Augenblicklich bekam ich es mit der Angst zu tun – ich fürchtete Klaustrophobie. Er aber lachte und meinte, dazu werde es gar nicht kommen. Und so war es dann auch: Ich glitt hinein und wieder hinaus.

Unser Hausarzt Dr. McCormick kam mich besuchen. Ich freute mich, ihn zu sehen, erklärte, ich hätte in Havanna auf Kuba einen Unfall gehabt, erkannte sofort meinen Irrtum und entschuldigte mich. Er lächelte freundlich und sagte: «Das bin ich gewohnt», womit er, nahm ich an, Zustände geistiger Verwirrung meinte.

Fünf Tage später brachte mich Martin nach Hause nach Brooklyn. Konzentriert sah ich aus dem Autofenster auf den Verkehr, auf die Häuser, auf Busse, die wie Hummeln wirkten, auf die Gesichter der Leute in den Autos, die übers Lenkrad gebeugt waren, auf leer vor sich hin starrende Beifahrer. Aus manchen Gesichtern ragten schmale weiße Röhrchen. Zigaretten. Ich roch (bildete ich mir wohl ein) Zigaretten-

rauch. Ich empfand Abscheu – zu meiner eigenen Verwunderung. Bis zu diesem Augenblick war mir weder der Gedanke noch der Wunsch zu rauchen in den Sinn gekommen. Ich begriff, dass ich überhaupt keinen Impuls mehr verspürte, mir eine anzuzünden. Wir waren zu Hause. Mir wurde die Treppe hinaufgeholfen, und ich legte mich sofort ins Bett.

Als ich am nächsten Tag aufwachte, hatte ich das Gefühl, ich müsste mit den ganzen Medikamenten Schluss machen, die ich in Fläschchen und Schachteln mitbekommen hatte. Monatelang, so schien es, konnte ich nicht lesen. Ich konnte nicht direkt über irgendetwas reden; ich mied Themen, als wären es Landminen. Ich schlich wie ein trauriges Tier in meinem Zimmer umher und sprach auch wie eines. Ich erkannte gequält, dass das, was ich sagte, nahezu sinnlos war, und konnte doch nicht still sein, und mir war gleichzeitig völlig bewusst, in was für einem fürchterlichen Zustand ich war.

Ich verbrachte über einen Monat im Bett. Abgesehen von den Gängen zur Toilette nebenan hatte mein Leben kein Ziel. Freunde kamen zu Besuch und brachten Blumen. Oft weinten sie, wenn sie mich so liegen sahen.

Eines Tages traute ich mich die Treppe hinunter und überraschte Martin und Gabe in der Küche. Ich besah mir den Herd und den Kühlschrank, während sie gleichzeitig mit mir schimpften und mir gratulierten.

Ich bewältigte die Treppe mit wachsender Zuversicht und verbrachte jeden Tag ein Weilchen mit meiner Freundin Sheila von nebenan. Ich hörte mich stammeln und stottern und Unsinn reden.

Ein Blick auf die *Times*, und ich stellte fest, dass ich lesen konnte. Mit einem Buch über das menschliche Gehirn tat ich

mich schwer. Ich erinnere mich nur noch an den Fall eines Komponisten, der in Paris auf der Straße überfallen worden war. Als er körperlich wieder genesen war, musste er feststellen, dass er keine Noten mehr lesen konnte. Ich nahm mir Trollopes Romane vor.

Irgendwann wurde es Zeit, einen Neurologen aufzusuchen, Dr. Robert E. Barrett, den Martin seit Jahren häufig und ich selten konsultierte. Inzwischen hatte ich angefangen, meine Lebenserinnerungen zu schreiben. Für neun Seiten brauchte ich drei Monate.

Das Gehirn ist ein Organ mit endlos veränderlichen Grenzen. Wir wissen so wenig darüber. Wenn jedoch eine Funktion ausfällt, merken wir das meist sofort. In meinem Fall war es der Grundriss des Hauses, in dem ich bis zu meinem sechsten Lebensjahr gewohnt hatte, den ich nach dem Überfall in Jerusalem nicht mehr aus dem Gedächtnis rekonstruieren konnte.

Ich konnte nicht mehr beschreiben, wie sich die Mansardentreppe zu einem schmalen Flur verhielt, der an einem Zimmer vorbei zur Treppe nach unten in die Küche führte.

Ich erzählte Dr. Barrett, dass ich nicht mehr die geringste Lust auf Zigaretten verspürte.

Dr. Barrett war ein gut aussehender Mann über sechzig, ein anregender, charmanter Plauderer. Trotz meiner Sprachschwierigkeiten fiel es mir leicht, mich mit ihm zu unterhalten. Ich berichtete ihm von dem Überfall, so gut ich konnte, obwohl ich wusste, dass Martin ihm bereits davon berichtet hatte.

Er lächelte mich mit großer Zärtlichkeit und Sympathie an. Während ich über Verben und Nomina stolperte und

mich bemühte, die Themen auseinanderzuhalten, sprach ich von meiner neuen Abneigung gegen Tabak.

Die Jahre rollten davon wie eine Handvoll Murmeln, und mein Blick wurde starr. Ich sah das Gesicht meines Vaters über meinem, sah, wie seine Finger mir meine erste Zigarette in den Mund stopften.

«Was für eine verdammt brutale Art, sich das Rauchen abzugewöhnen», sagte Dr. Barrett.

Originaldokument
© Verlag C.H.Beck